

HEYNE <

ZUM BUCH

Was wie ein harmloser Exkurs auf eine idyllische Ferieninsel beginnt, endet für die forensische Anthropologin Tempe Brennan in einem Albtraum. Archäologische Grabungen im Sand von Dewees Island, South Carolina, fördern nicht nur bestattete Ureinwohner zu Tage, sondern auch eine Leiche, die erst vor wenigen Jahren am Strand verscharrt worden sein kann. Damit nicht genug: In einem Sumpfgebiet auf dem Festland werden kurz darauf die Überreste eines vermeintlichen Selbstmörders entdeckt. Eigenartige Einkerbungen an den Halswirbeln der Toten sagen Tempe, dass eine makabre Verbindung zwischen den beiden Fällen bestehen muss.

ZUR AUTORIN

Kathy Reichs, geboren in Chicago, lebt in Charlotte und Montreal. Sie ist Professorin für Soziologie und Anthropologie und unter anderem als forensische Anthropologin für gerichtsmedizinische Institute in Quebec und North Carolina tätig. Ihre Romane erreichen regelmäßig Spitzensätze auf internationalen und deutschen Bestsellerlisten und wurden in 30 Sprachen übersetzt. Tempe Brennan ermittelt auch in der von Reichs mitkreierten und -produzierten Fernsehserie *Bones – Die Knochenjägerin*. Mehr Informationen zu den von Kathy Reichs erschienenen Büchern finden sich im Anhang.

Kathy Reichs

Hals über Kopf

Roman

*Aus dem Amerikanischen
von Klaus Berr*

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe BREAK NO BONES
erschien bei Scribner, New York



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 03/2016

Copyright © 2006 der Originalausgabe

by Temperance Brennan, L. P.

Copyright © 2006 der deutschsprachigen Ausgabe

by Karl Blessing Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Copyright © 2016 dieser Ausgabe by Wilhelm Heyne Verlag,

München in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany

Umschlaggestaltung und Motiv: Hauptmann & Kompanie

Werbeagentur, Zürich

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-43655-8

www.heyne.de

In liebendem Andenken an
Arvils Reichs
9. Februar 1949 – 23. Februar 2006
Dusi saldi

Es ist immer so. Man ist eben dabei, eine Grabung abzuschließen, da landet jemand den Coup der Saison.

Okay. Ich übertreibe. Aber was passiert ist, geht schon sehr in diese Richtung. Und was letztendlich dabei herauskam, war viel verstörender als die Entdeckung irgendeiner Topfscherbe oder einer Feuerstelle in letzter Minute.

Es war der achtzehnte Mai, der vorletzte Tag des archäologischen Ausgrabungsseminars. Ich hatte zwanzig Studenten, die eine Stätte auf Dewees, einer Barriere-Insel nördlich von Charleston, South Carolina, bearbeiteten.

Außerdem hatte ich einen Journalisten. Mit dem IQ von Plankton.

»Sechzehn Leichen?« Plankton zog einen Spiralblock hervor, während Visionen von Dahmer und Bundy durch sein Hirn zuckten. »Opfer schon identifiziert?«

»Die Gräber sind prähistorisch.«

Zwei Augen verdrehten sich, schmal unter geschwollenen Lidern. »Alte Indianer?«

»Eingeborene Amerikaner.«

»Die haben mich geschickt, um was über alte Indianer zu schreiben?« Dieser Kerl bekam keinen Preis für politische Korrektheit.

»Die?« Eisig.

»Die *Moultrie News*. Die Lokalzeitung von East Cooper.«

Charleston ist, wie Rhett Scarlett erzählte, eine Stadt, die charakterisiert wird durch die wohltuende Anmut vergangener Tage. Ihr Herz ist die Peninsula, die Halbinsel, ein Bezirk mit

Häusern aus der Zeit vor dem Bürgerkrieg, Kopfsteinpflaster-Straßen und Freiluftmärkten, der von den Flüssen Ashley und Cooper begrenzt wird. Die Bürger von Charleston definieren ihr Revier anhand dieser Wasserstraßen. Angrenzende Viertel werden als »West Ashley« oder »East Cooper« bezeichnet, wobei zu Letzterem auch der Mount Pleasant und drei Inseln gehören, Sullivan's, die Isle of Palms und Dewees. Ich nahm an, dass Planktons Zeitung dieses Gebiet abdeckte.

»Und Sie sind?«, fragte ich.

»Homer Winborne.«

Mit seinem Bartschatten und der Fastfood-Wampe sah er eher aus wie Homer Simpson.

»Wir sind hier ziemlich beschäftigt, Mr. Winborne.«

Winborne ignorierte das. »Ist das denn nicht illegal?«

»Wir haben eine Genehmigung. Die Insel wird erschlossen, und auf diesem Gelände hier sollen Wohnhäuser entstehen.«

»Warum sich dann die Mühe machen?« Schweiß benetzte Winbornes Haaransatz. Als er nach einem Taschentuch griff, bemerkte ich eine Zecke, die seinen Kragen entlangkrabbelte.

»Ich bin eine Anthropologin der University of North Carolina in Charlotte. Meine Studenten und ich sind im Auftrag des Staates hier.«

Normalerweise führte die Neue-Welt-Archäologin der UNCC jedes Sommersemester im Mai eine studentische Ausgrabung durch. Ende März dieses Jahres hatte die Dame bekannt gegeben, dass sie eine Stelle an der Purdue angenommen habe. Da sie den ganzen Winter damit beschäftigt gewesen war, Lebensläufe und Bewerbungen zu verschicken, hatte sie das Ausgrabungsseminar völlig vergessen. Sayonara. Keine Dozentin. Keine Ausgrabungsstätte.

Obwohl mein Spezialgebiet die Forensik ist, und ich inzwischen mit Toten arbeite, die zu Coroners und Leichenbeschauern geschickt werden, waren meine Promotionszeit und die Anfänge meiner akademischen Karriere den nicht so frisch Ver-

storbenen gewidmet. Für meine Doktorarbeit hatte ich tausende von prähistorischen Skeletten untersucht, die man in nordamerikanischen Begräbnishügeln gefunden hatte.

Das Ausgrabungsseminar ist einer der beliebtesten Kurse der Anthropologischen Fakultät und war deshalb, wie üblich, entsprechend voll. Der unerwartete Abgang meiner Kollegin brachte den Fakultätsvorstand völlig aus dem Häuschen. Er bat mich, zu übernehmen. Die Studenten erwarteten, dass das Seminar stattfand. Eine Rückkehr zu meinen Wurzeln. Zwei Wochen am Strand. Zusätzliche Bezahlung. Ich hatte fast den Eindruck, er würde noch einen Buick drauflegen.

Ich hatte ihm Dan Jaffer vorgeschlagen, ein Bioarchäologe und mein professionelles Pendant beim Leichenbeschauer/Coroner-System im Great Palmetto State im Süden von uns. Ich berief mich auf mögliche Fälle im Institut des Leichenbeschauers in Charlotte oder im Laboratoire de Sciences Judiciaires et de Médecine Légale in Montreal, die beiden Behörden, für die ich regelmäßig als externe Beraterin arbeite.

Der Vorstand versuchte es. Gute Idee, schlechtes Timing. Dan Jaffer war unterwegs in den Irak.

Ich hatte Jaffer angerufen, und er hatte Dewees als mögliche Ausgrabungsstätte vorgeschlagen. Ein Gräberfeld sollte zerstört werden, und er wollte die Bulldozer aufhalten, bis die Bedeutung der Stätte geklärt war. Wie vorauszusehen, ignorierte der Bauunternehmer seine Anfragen.

Ich hatte mich mit dem Büro des staatlichen Archäologen in Verbindung gesetzt, und auf Dans Empfehlung hin hatte man dort mein Angebot akzeptiert, einige Testgrabungen durchzuführen, was dem Bauunternehmer natürlich sehr missfiel.

Und hier war ich nun. Mit zwanzig Studenten. Und, an unserem dreizehnten und vorletzten Tag, mit Plankton-Hirn.

Meine Geduld franste aus wie ein altes Seil.

»Name?« Winborne hätte auch nach Grassamen fragen können.

Ich bekämpfte den Drang, ihn einfach stehen zu lassen. Gib ihm, was er will, sagte ich mir.

Er wird schon wieder verschwinden. Oder, mit etwas Glück, an einem Hitzschlag sterben.

»Temperance Brennan.«

»Temperance?« Amüsiert.

»Ja, Homer.«

Winborne zuckte die Achseln. »Den Namen hört man nicht so oft.«

»Man nennt mich Tempe.«

»Wie die Stadt in Utah.«

»Arizona.«

»Richtig. Was für Indianer?«

»Wahrscheinliche Sewee.«

»Woher haben Sie gewusst, dass das Zeug da ist?«

»Von einem Kollegen in South Carolina.«

»Und woher wusste er es?«

»Bei einer Begehung nach Bekanntgabe der geplanten Erschließung entdeckte er kleine Hügel.«

Winborne nahm sich ein wenig Zeit, um sich Notizen auf seinem Spiralblock zu machen. Vielleicht brauchte er die Zeit aber auch, um zu formulieren, was er sich unter einer intelligenten Frage vorstellte. In der Entfernung konnte ich Studentengeplapper und das Klappern von Eimern hören. Über mir schrie eine Möwe, eine andere antwortete.

»Hügel?«

»Nach der Schließung der Gräber wurden Muschelschalen und Sand darübergehäuft.«

»Und was bringt es, die wieder auszugraben?«

Jetzt reichte es. Ich knallte dem kleinen Kretin vor den Latz, was jedes Interview beendete. Fachkauderwelsch.

»Man weiß noch nicht sehr viel über Bestattungsbräuche bei indigenen südöstlichen Küstenpopulationen, und diese Stätte

könnte bisherige ethnohistorische Befunde entweder bestätigen oder widerlegen. Viele Anthropologen sind der Ansicht, dass die Sewee ein Teil des Cusabo-Stammes waren. Nach einigen Quellen gehörten zu den Bestattungspraktiken der Cusabo das Entfleischen der Leichen und die anschließende Verwahrung der Knochen in Stoffbündeln oder Kisten. Andere berichten von einer Aufbahrung der Leichen, damit sie vor der Bestattung in Gemeinschaftsgräbern verwesten.«

»O Mann. Das ist krass.«

»Krasser, als wenn man Leichen das Blut abzapft und es durch chemische Substanzen ersetzt, dann Wachse und Duftstoffe injiziert und Make-up auflegt, um Leben zu simulieren? Und sie anschließend in luftdichten Särgen und Grüften bestattet, um das Verfaulen zu verlangsamen?«

Winborne schaute mich an, als hätte ich Sanskrit gesprochen.

»Wer macht das?«

»Wir.«

»Und was finden Sie?«

»Knochen.«

»Nur Knochen?« Die Zecke krabbelte jetzt an Winbornes Hals hoch. Sollte ich etwas sagen? Nein. Der Kerl nervte mich zu sehr.

Ich spulte meine übliche Coroner-und-Polizisten-Masche ab. »Das Skelett erzählt uns eine Geschichte über ein Individuum. Geschlecht. Alter. Größe. Abstammung. In manchen Fällen auch Krankengeschichte und Todesart.« Mit einem nachdrücklichen Blick auf meine Uhr ließ ich nun noch meine archäologische Platte folgen. »Alte Knochen sind eine Informationsquelle über ausgestorbene Populationen. Wie die Menschen lebten, wie sie starben, was sie aßen, an welchen Krankheiten sie litten –«

Winbornes Blick wanderte über meine Schultern. Ich drehte mich um.

Topher Burgess kam auf uns zu, den sonnenverbrannten Oberkörper bedeckt mit verschiedenen Formen von organischem und anorganischem Dreck. Klein und dick, mit einer Strickmütze,

Drahtgestellbrille und buschigen Koteletten erinnerte er mich an eine jugendliche Version von Captain Hooks Smees.

»Da ragt was Komisches in Drei-Ost hinein.«

Ich wartete, aber mehr Informationen kamen von Topher nicht. Was nicht überraschte, denn bei Prüfungen bestanden seine Aufsätze oft aus knappest möglichen Sätzen. Allerdings illustriert.

»Komisch?«, fragte ich nach.

»Es ist anatomisch korrekt angeordnet.«

Ein vollständiger Satz. Erfreulich, aber nicht sehr erhellend. Ich wedelte mit den Fingern, um ihm mehr zu entlocken.

»Wir glauben, es ist intrusiv.« Topher verlagerte sein Gewicht von einem nackten Fuß auf den anderen. Er hatte eine Menge zu verlagern.

»Ich schau mir das gleich an.«

»Was hat das zu bedeuten, anatomisch korrekt angeordnet?« Die Zecke hatte Winbornes Ohr erreicht und überlegte sich offensichtlich eine alternative Route.

»Dass die Knochen so in der Erde liegen, wie sie im Körper angeordnet sind. Bei sekundären Bestattungen, wenn die Leichen erst nach dem Fleischverlust in die Erde gelegt werden, ist das ungewöhnlich. Die Knochen sind dann normalerweise durcheinander geworfen, manchmal in ganzen Haufen. Es kommt nur gelegentlich vor, dass in solchen Gemeinschaftsgräbern ein oder zwei Skelette anatomisch korrekt angeordnet sind.«

»Warum?«

»Dafür kann es viele Gründe geben. Vielleicht starb jemand unmittelbar vor Schließung des Gemeinschaftsgrabs. Vielleicht wollte die Gruppe weiterziehen und hatte keine Zeit mehr, die Verwesung abzuwarten.«

Ganze zehn Sekunden lang machte er sich Notizen. Die Zecke verschwand aus meinem Blickfeld.

»Intrusiv. Was heißt das?«

»Dass eine Leiche erst später in das Grab gelegt wurde. Wollen Sie es sich ansehen?«

»Genau dafür lebe ich.« Winborne wischte sich mit dem Taschentuch über die Stirn und seufzte dabei, als würde er auf der Bühne stehen.

Nun bekam ich doch Mitleid mit ihm. »Sie haben da eine Zecke am Kragen.«

Winborne reagierte schneller, als man es von einem Mann seiner Masse für möglich halten würde. Mit einer einzigen Bewegung fuhr er sich an den Kragen, bückte sich und schlug sich auf den Hals. Die Zecke purzelte in den Sand und richtete sich wieder auf, offensichtlich war sie an Zurückweisung gewöhnt.

Ich ging los, vorbei an Büscheln von Seehafer, dessen Ährenköpfe bewegungslos in der schweren Luft standen. Es war erst Mai, und schon kletterte das Thermometer auf über dreißig Grad. Obwohl ich das Lowcountry liebe, war ich froh, nicht im Sommer hier graben zu müssen.

Ich bewegte mich schnell, wohlwissend, dass Winborne mir nicht würde folgen können. Gemein? Ja. Aber die Zeit war knapp. Und an diesen Trottel von Reporter hatte ich keine zu verschwenden.

Außerdem war mein Gewissen jetzt rein, wegen der Zecke.

Aus Tophers Gettoblaster dröhnte ein Song, den ich nicht kannte, von einer Gruppe, deren Namen ich nicht kannte und den ich mir auch nicht merken würde, falls man ihn mir sagte. Seevögel und Brandung wären mir lieber gewesen, aber immerhin war das Programm dieses Tages besser als das Heavy-Metal-Zeug, das die Studenten normalerweise hörten.

Während ich auf Winborne wartete, ließ ich den Blick über die Ausgrabungsstätte wandern. Zwei Testgräben waren bereits ausgehoben und wieder aufgefüllt worden. Der erste hatte nur sterile Erde ergeben. Im zweiten hatte man allerdings menschliche Knochen gefunden, eine frühe Bestätigung von Jaffers Vermutung.

Drei weitere Gräben waren noch offen. An jedem arbeiteten

Studenten mit Kellen, schleppten Eimer und siebten Erde durch Drahtgitter, die auf Sägeböcken lagen.

Topher schoss eben Fotos am östlichsten Graben. Der Rest seines Teams saß mit untergeschlagenen Beinen da und betrachtete, was ihn so interessierte.

Als Winborne mich einholte, war er an der Grenze zwischen Schnaufen und Keuchen. Er wischte sich die Stirn und rang nach Atem.

»Heiß heute«, sagte ich.

Winborne nickte. Sein Gesicht hatte die Farbe von Himbeersorbet.

»Alles okay mit Ihnen?«

»Bestens.«

Ich ging auf Topher zu, doch Winbornes Stimme stoppte mich.

»Wir bekommen Besuch.«

Als ich mich umdrehte, sah ich einen Mann in einem pinkfarbenen Poloshirt und Khakihose, der *über* die Dünen lief, nicht um sie herum. Er war klein, fast wie ein Kind, und hatte kurz geschorene, silbergraue Haare. Ich erkannte ihn sofort. Richard L. »Dickie« Dupree, Unternehmer, Baulöwe und Gauner durch und durch.

Dupree wurde begleitet von einem Basset, dem Bauch wie Zunge fast bis auf den Boden hingen.

Zuerst ein Journalist, jetzt Dupree. Den Tag konnte man abhaken.

Ohne Winborne zu beachten, steuerte Dupree mit der ganzen entschlossenen Selbstgerechtigkeit eines Taliban-Mullahs auf mich zu. Der Basset blieb zurück, weil er einem Büschel Seehafer ausweichen musste.

Wir alle wissen, was persönlicher Freiraum ist: der Abstand zwischen einem selbst und anderen. Für mich muss er mindestens fünfundvierzig Zentimeter betragen. Ist er geringer, werde ich nervös.

Einige Fremde kommen einem zu nahe, weil sie schlecht hören oder sehen. Andere, weil sie aus einem anderen kulturellen Hintergrund stammen. Nicht Dickie. Dupree war der Überzeugung, dass Nähe ihm größere Überzeugungskraft verlieh.

Dreißig Zentimeter vor mir blieb er stehen, verschränkte die Arme und blinzelte zu mir hoch.

»Ich gehe davon aus, Sie werden morgen fertig?« Eher eine Aussage als eine Frage.

»Werden wir.« Ich trat einen Schritt zurück.

»Und dann?« Duprees Gesicht hatte etwas Vogelartiges, scharfe Knochen unter rosiger, durchscheinender Haut.

»Ich werde nächste Woche dem Büro des staatlichen Archäologen einen vorläufigen Bericht übermitteln.«

Der Basset kam dazu und beschnupperte mein Bein. Er sah aus, als wäre er mindestens achtzig Jahre alt.

»Colonel, sei nicht unhöflich zu der kleinen Dame.« Und zu mir: »Colonel wird langsam alt. Er vergisst seine Manieren.«

Die kleine Dame kralzte Colonel hinter einem struppigen Ohr.

»Wäre doch eine Schande, die Leute nur wegen ein paar alter Indianer zu enttäuschen.« Dupree schenkte mir, was er zweifellos als sein charmantes Südstaaten-Gentleman-Lächeln betrachtete. Wahrscheinlich übte er es vor dem Spiegel, wenn er sich die Nasenhaare schnitt.

»Viele betrachten das historische Erbe dieses Landes als etwas Wertvolles«, sagte ich.

»Aber man kann doch nicht zulassen, dass diese Dinge den Fortschritt behindern, oder?«

Ich erwiderte nichts.

»Sie verstehen meine Position, Ma'am?«

»Ja, Sir, das tue ich.«

Ich verabscheute Duprees Position. Sein einziges Ziel war Geld, und er war bereit, es mit allen Mitteln zu verdienen, die ihn nicht ins Gefängnis brachten. Zur Hölle mit dem Regenwald,

den Feuchtgebieten, Meeresküsten, Dünen und der Kultur, die bereits hier war, als die Engländer ankamen. Dickie Dupree würde den Artemis-Tempel sprengen, falls er dort stand, wo er Eigentumswohnungen hinklatschen wollte.

Winborne hinter uns war verstummt. Ich wusste, dass er zuhörte.

»Und was wird in diesem vorzüglichen Dokument stehen?« Noch ein Lächeln wie vom Sheriff von Mayberry.

»Dass sich unter diesem Gelände eine präkolumbische Begegnungsstätte befindet.«

Duprees Lächeln zitterte kurz, blieb aber. Colonel, der Spannung spürte oder vielleicht nur gelangweilt war, ließ von mir ab und wandte sich Winborne zu. Ich wischte mir die Hände an meinen abgeschnittenen Jeans ab.

»Sie kennen diese Leute oben in Columbia ebenso gut wie ich. Ein Bericht dieser Art wird mich für eine ziemliche Zeit lahm legen. Und die Verzögerung wird mich Geld kosten.«

»Eine archäologische Stätte ist eine nicht erneuerbare kulturelle Ressource. Ist sie erst einmal verschwunden, dann bleibt sie es für immer. Ich kann nicht ruhigen Gewissens zulassen, dass Ihre Bedürfnisse meine Funde beeinflussen, Mr. Dupree.«

Das Lächeln verschwand, und Dupree betrachtete mich kalt.

»Darum werden wir uns kümmern müssen.« Diese verhüllte Drohung wurde von seinem sanft säuselnden Lowcountry-Akzent kaum abgemildert.

»Ja, Sir. Das werden wir.«

Dupree zog eine Packung Kools aus der Tasche, riss in der hohlen Hand ein Streichholz an und zündete sich eine Zigarette an. Dann warf er das Streichholz achtlos weg, inhalierte tief und machte sich auf den Rückweg über die Dünen. Colonel watschelte hinter ihm her.

»Mr. Dupree«, rief ich ihm nach.

Dupree blieb stehen, drehte sich aber nicht um.

»Es ist ökologisch unverantwortlich, über die Dünen zu laufen.«

Dupree winkte nur kurz und ging einfach weiter.
In mir stiegen Wut und Abscheu hoch.
»Dickie ist wohl nicht Ihre erste Wahl für den Mann des Jahres?«

Ich drehte mich um. Winborne wickelte eben einen Juicy Fruit aus. Ich sah zu, wie er sich den Kaugummi in den Mund schob, und warnte ihn mit einem Blick, das Papier nicht so wegzuwerfen, wie Dupree es mit seinem Streichholz gemacht hatte.

Er kapierte die Botschaft.

Wortlos drehte ich mich um und ging auf Drei-Ost zu.

Die Studenten verstummten, als ich bei ihnen war. Ich sprang in den Graben. Acht Augen folgten mir. Topher gab mir eine Kelle. Ich kauerte mich hin, und sofort umfing mich der Geruch frisch umgegrabener Erde.

Und noch etwas anderes. Süß. Faulig. Schwach, aber unbestreitbar.

Ein Geruch, der eigentlich nicht da sein dürfte.

Mein Magen zog sich zusammen.

Ich ging auf alle viere und untersuchte Tophers komisches Ding, ein Stück Wirbelsäule, die sich etwa in der Mitte der westlichen Wand nach außen wölbte.

Von oben riefen mir die Studenten Informationen zu.

»Wir waren eben dabei, die Seiten zu säubern, Sie wissen schon, damit wir Fotos der Stratigraphie machen können.«

»Wir haben verfärbte Erde entdeckt.«

Topher fügte noch ein kurzes Detail hinzu.

Ich hörte nicht zu. Ich schabte mit der Kelle, um eine Profilansicht der Bestattung, die sich an der Westseite des Grabens befand, zu bekommen. Mit jedem Kratzen wurden meine Befürchtungen schlimmer.

Nach dreißig Minuten waren ein Rückgrat und ein oberer Beckenrand erkennbar.

Ich setzte mich auf. Meine Kopfhaut kribbelte. Eine düstere Vorahnung beschlich mich.

Die Knochen waren durch Muskeln und Bänder verbunden.

Während ich meinen Fund noch anstarrte, schwirrte schon die erste Fliege herbei, die Sonne glitzerte auf ihrem smaragdgrünen Körper.

O Gott.

Ich stand auf und wischte mir Erde von den Knien. Ich musste unbedingt zu einem Telefon.

Dickie Dupree hatte jetzt bedeutend größere Probleme als nur alte Sewee.

2

Die Bewohner von Dewees Island sind streng bis zur Arroganz, was die ökologische Reinheit des Lebens »am anderen Ufer« angeht. Fünfundsechzig Prozent ihres kleinen Königreichs sind Naturschutzgebiet. Neunzig Prozent sind unbebaut. Die Anwohner haben nach eigener Aussage alles lieber naturbelassen. Kein Jäten, kein Veredeln.

Keine Brücke. Nach Dewees kommt man mit der Fähre oder mit einem privaten Boot. Die Straßen sind ausschließlich Sandpisten, Verbrennungsmotoren sind nur gestattet bei Bau- und Lieferfahrzeugen. Ach ja. Die Insel hat einen Krankenwagen, ein Feuerwehrauto und ein geländegängiges Fahrzeug zur Buschfeuerbekämpfung. Sosehr ihnen Ruhe und Unberührtheit auch am Herzen liegen, naiv sind die Hausbesitzer nicht.

Wie ich das finde? Die Natur ist großartig, wenn man im Urlaub ist. Sie ist verdammt lästig, wenn man versucht, einen verdächtigen Todesfall zu melden.

Deweес ist nur knappe fünfhundert Hektar groß, aber mein Trupp grub in der entferntesten südöstlichen Ecke, in einem Streifen Küstenwald zwischen dem Lake Timicau und dem Atlantischen Ozean. Keine Chance, hier ein Handy-Netz zu bekommen.

Nachdem ich Topher die Aufsicht über die Stätte übertragen hatte, lief ich den Strand hoch zu einem hölzernen Steg, überquerte darauf die Dünen und sprang dann in einen unserer sechs Golfkarren. Ich drehte eben den Schlüssel, als ein Rucksack auf den Sitz neben mir klatschte, gefolgt von Winbornes Hintern in seinem Polyesterfutteral. Da ich nur darauf bedacht war, ein funktionierendes Telefon zu finden, hatte ich nicht gehört, dass er mir folgte.

Okay. Besser, als den Trottel unüberwacht herumschnüffeln lassen.

Wortlos gab ich Gas oder was man bei Elektrofahrzeugen eben tut. Winborne stützte sich mit einer Hand am Armaturenbrett ab und umklammerte mit der anderen eine Stützstrebe des Dachs.

Auf dem Pelican Flight fuhr ich zuerst parallel zum Meer, bog dann rechts in die Dewees Inlet ein, kam am Picknick-Pavillon, dem Schwimmbad, dem Tennisplatz und dem Naturkundezentrum vorbei und bog dann, an der Spitze der Lagune, nach links in Richtung Wasser ab. An der Fähranlegestelle hielt ich an und wandte mich Winborne zu.

»Endstation.«

»Was?«

»Wie sind Sie hierher gekommen?«

»Mit der Fähre.«

»Und mit der Fähre sollt Ihr zurückkehren.«

»Auf gar keinen Fall.«

»Machen Sie, was Sie wollen.«

Da er mich missverstanden hatte, lehnte Winborne sich wieder in seinem Sitz zurück.

»Schwimmen Sie«, differenzierte ich.

»Sie können mich doch nicht einf-«

»Raus.«

»Ich habe an Ihrer Ausgrabungsstätte einen Karren stehen gelassen.«

»Ein Student wird ihn zurückbringen.«

Winborne stieg aus, das Gesicht verkniffen zu einer Maske teigigen Missfallens.

Als ich auf der Old House Lane nach Osten brauste, kam ich vorbei an schmiedeeisernen Toren, die mit phantasievollen Muschelschalen-Arrangements verziert waren, und erreichte schließlich das Infrastruktur-Areal der Insel. Feuerwache. Wasseraufbereitungsanlage. Verwaltungsgebäude. Residenz des Insel-Managers.

Ich kam mir vor wie ein Überlebender nach einer Neutronenbomben-Explosion. Alle Gebäude intakt, aber nirgendwo ein lebender Mensch zu sehen.

Frustriert kehrte ich zur Lagune zurück und hielt hinter einem zweiflügeligen Gebäude, das von einer riesigen Veranda eingerahmt wurde. Mit seinen vier Gästesuiten und dem winzigen Restaurant war Huyler House das einzige Zugeständnis Dewees' an Fremde, die ein Bett oder ein Bier brauchten. Außerdem beherbergte es das Gemeinschaftszentrum der Insel. Ich sprang aus dem Karren und lief darauf zu.

Auch wenn mir vor allem der grausige Fund in Drei-Ost durch den Kopf ging, konnte ich mich der Faszination des Gebäudes vor mir nicht entziehen. Die Gestalter des Huyler House wollten den Eindruck von Jahrzehnten von Sonne und Salzluft vermitteln. Verwittertes Holz. Natürliche Verfärbungen. Obwohl das Haus noch nicht einmal zehn Jahre stand, sah es aus wie ein historisches Denkmal.

Das genaue Gegenteil traf auf die Frau zu, die jetzt durch eine Seitentür trat. Althea Hunnycut »Honey« Youngblood sah alt aus, war vermutlich aber uralt. Einer lokalen Legende nach war Honey Zeugin der Übereignung Dewees' an Thomas Cary durch King William III. im Jahre 1696 gewesen.

Honeys Geschichte ist Thema ausufernder Spekulationen, aber in gewissen Punkten stimmen die Inselbewohner überein. Zum ersten Mal besuchte Honey Dewees als Gast der Familie Coulter Huyler vor dem Zweiten Weltkrieg. Die Huylers führ-

ten dort ein ziemlich spartanisches Leben, seit sie die Insel 1925 erworben hatten. Kein Strom. Kein Telefon. Ein von einer Windmühle angetriebener Brunnen. Nicht gerade das, was ich mir unter Erholung am Strand vorstelle.

Honey kam damals mit einem Ehemann, wobei die Meinungen auseinander gehen, welchen Rang dieser Gentleman in der Abfolge ihrer Herrenbekanntschaften tatsächlich bekleidete. Als dieser Gatte starb, kam Honey dennoch immer wieder und heiratete schließlich in die Familie R.S. Reynolds ein, der die Huylers ihren Besitz 1956 verkauft hatten. Genau. Die Aluminium-Dynastie. Danach konnte Honey tun und lassen, was sie wollte. Sie beschloss, auf Dewees zu bleiben.

Die Reynolds verkauften ihren Grund 1972 an eine Investment-Gesellschaft, und im darauffolgenden Jahrzehnt wurden die ersten Privathäuser gebaut. Honey war das erste, ein kompakter, kleiner Bungalow über Dewees Inlet. Nach der Gründung der IPP, der Island Preservation Partnership, des örtlichen Naturschutzvereins, wurde Honey dessen ansässige Naturkundlerin.

Kein Mensch wusste, wie alt sie wirklich war. Honey ließ sich darüber nicht aus.

»Wird 'n Heißer heute.« Honey eröffnete jedes Gespräch unweigerlich mit einem Kommentar zum Wetter.

»Ja, Miss Honey. Sieht ganz so aus.«

»Schätze, wir schaffen's heute über dreißig.« Honey war eine Meisterin südstaatlicher Aussprachevarianten, und viele ihrer Silben nahmen zumindest für auswärtige Ohren ein Eigenleben an. Bei unseren vielen Unterhaltungen hatte ich gemerkt, dass das alte Mädchen mit den Vokalen spielen konnte wie sonst kaum jemand.

»Das glaube ich auch.« Mit einem Lächeln versuchte ich, an ihr vorbeizueilen.

»Gott und allen seinen Engeln sei Dank, dass es Klimaanlagen gibt.«

»Ja, Ma'am.«

»Ich grabt doch da drüben bei dem alten Turm, nicht?«

»Ganz in der Nähe.« Der Turm war während des Zweiten Weltkriegs zur U-Boot-Überwachung gebaut worden.

»Schon was gefunden?«

»Ja, Ma'am.«

»Großartig. Wir könnten ein paar neue Exponate für unser Naturkundezentrum gebrauchen.«

Aber nicht diese Art von Exponaten.

Ich lächelte und versuchte noch einmal, an ihr vorbeizukommen.

»Ich komme in den nächsten Tagen mal vorbei.« Die Sonne ließ die blau-weißen Locken aufleuchten. »Muss mich doch auf dem Laufenden halten, was auf der Insel so passiert. Habe ich Ihnen schon erzählt –«

»Bitte verzeihen Sie, aber ich habe es ziemlich eilig, Miss Honey.« Ich fertigte sie nur höchst ungern so ab, aber ich musste wirklich dringend zu einem Telefon.

»Natürlich. Wo sind nur meine Manieren geblieben?« Honey tätschelte meinen Arm. »Sobald Sie mal frei haben, fahren wir zum Fischen. Mein Neffe wohnt jetzt hier, und er hat ein klasse Boot.«

»Wirklich?«

»Natürlich, hab's ihm ja selbst geschenkt. Kann zwar selber nicht mehr so am Ruder stehen wie früher, aber ich fische immer noch gerne. Ich ruf ihn an, und wir fahren raus.«

Und damit schritt Honey den Pfad entlang, den Rücken gerade wie eine Weihrauchkiefer.

Zwei Stufen auf einmal nehmend, lief ich auf die Veranda und ins Gemeindezentrum. Es war verlassen, wie alle anderen öffentlichen Gebäude.

Wussten die Einheimischen etwas, das ich nicht wusste? Wo waren sie nur alle?

Ich betrat das Büro, ging zum Schreibtisch, wählte die Aus-

kunft und tippte dann die Nummer ein, die man mir genannt hatte. Nach dem zweiten Läuten meldete sich eine Stimme.

»Charleston County, Büro des Coroners.«

»Temperance Brennan hier. Ich habe vor ungefähr einer Woche angerufen. Ist der Coroner inzwischen zurück?«

»Einen Augenblick, bitte.«

Ich hatte Emma Rousseau kurz nach meiner Ankunft in Charleston angerufen, musste aber zu meiner Enttäuschung erfahren, dass sich meine Freundin in Florida aufhielt, wo sie den ersten Urlaub seit fünf Jahren machte. Schlechte Planung meinerseits. Ich hätte ihr eine E-Mail schreiben sollen, bevor ich hierher kam. Aber so hat unsere Freundschaft noch nie funktioniert. Wenn wir räumlich getrennt sind, kommunizieren wir kaum. Wenn wir uns dann wiedersehen, herrscht sofort eine Vertrautheit, als wären wir nur wenige Stunden getrennt gewesen.

»Einen Augenblick, bitte, sie kommt sofort«, sagte mir die Telefonistin.

Während ich wartete, erinnerte ich mich an meine erste Begegnung mit Emma Rousseau.

Acht Jahre war das her. Ich war Gastdozentin am College of Charleston. Emma, von der Ausbildung her eigentlich Krankenschwester, war eben zum Coroner des Charleston County gewählt worden. Sie hatte in einem Skelettfall die Todesart als »unbestimmbar« definiert, und die Familie zog diesen Befund in Zweifel. Da sie nun ein externes Gutachten brauchte, mich unbedingt als Gutachterin wollte, aber Angst hatte, ich würde ablehnen, schleppte Emma die Knochen in einer großen Plastikwanne in meine Vorlesung. Beeindruckt von so viel Mut, war ich bereit gewesen, ihr zu helfen.

»Emma Rousseau.«

»Ich hab da einen Mann in einer Wanne, der dich zum Sterben gern kennen lernen würde.« Schlechter Witz, aber zwischen uns fast schon ein Erkennungszeichen.

»O Mann, Tempe. Du bist in Charleston?« Emmas Vokale waren nicht ganz so gut wie Honeys, aber sie kamen ihnen verdammt nahe.

»Irgendwo in deinem Eingangsstapel muss eine telefonische Nachricht von mir liegen. Ich leite gerade ein archäologisches Ausgrabungsseminar auf Dewees. Wie war Florida?«

»Heiß und feucht. Du hättest Bescheid sagen sollen, dass du kommst. Ich hätte den Urlaub auch verschieben können.«

»Wenn du dir freigenommen hast, dann hastest du es sicher nötig.«

Darauf erwiderte Emma nichts. »Warum gräbst du eigentlich hier? Ist das nicht Jaffers Revier?«

»Dan ist nicht im Lande.«

»Hast du Miss Honey schon kennen gelernt?«

»O ja.«

»Ich liebe diese alte Dame. Noch immer voller Schwung und Witz.«

»Das ist sie wirklich. Hör mal, Emma. Kann sein, dass ich hier ein Problem habe.«

»Schieß los.«

»Jaffer hat mich auf dieses Gelände gebracht, weil er dachte, es könnte eine Begräbnisstätte der Sewee sein. Er hatte Recht. Seit dem ersten Tag finden wir Knochen, aber es ist typisch präkolumbisches Zeug. Trocken, ausgebleicht, viel postmortale Schädigung.«

Emma unterbrach mich nicht mit Fragen oder Bemerkungen.

»Heute Morgen haben meine Studenten in knapp fünfzig Zentimetern Tiefe eine frische Bestattung entdeckt. Die Knochen sehen intakt aus, die Wirbel sind durch Bindegewebe verbunden. Ich habe freigelegt, was mir sicher erschien, ohne den Fundort zu kontaminieren, dann dachte ich mir, ich sage lieber mal jemandem Bescheid. Ich weiß nicht genau, wer für Dewees zuständig ist.«

»Wenn's um ein Verbrechen geht, der Sheriff. Bei der Beur-

teilung eines verdächtigen Todesfalls könnte ich die Gewinnerin sein. Hast du irgendwelche Hypothesen?«

»Keine, die irgendwas mit den alten Sewee zu tun hat.«

»Du meinst, die Bestattung ist neueren Datums?«

»Die Fliegen haben 'ne Kantine aufgemacht, als ich die Erde wegkratzte.«

Pause. Ich konnte mir vorstellen, dass Emma auf ihre Uhr schaute.

»Ich bin in eineinhalb Stunden bei dir. Brauchst du irgendwas?«

»Einen Leichensack.«

Ich wartete am Pier, als Emma in einem zweimotorigen Sea Ray ankam. Ihre Haare steckten unter einer Baseball-Kappe, und ihr Gesicht wirkte schmäler, als ich es in Erinnerung hatte. Sie trug eine Sonnenbrille von Dolce & Gabbana, Jeans und ein gelbes T-Shirt mit der schwarzen Aufschrift *Charleston County Coroner*.

Ich sah zu, wie Emma Fender an die Bordwand hängte, an den Steg manövrierte und das Boot vertäute. Als ich am Boot war, reichte sie mir einen Leichensack heraus, nahm dann ihre Kameraausrüstung und stieg an Land.

Im Golfkarren erzählte ich ihr, dass ich nach unserem Telefongespräch zur Ausgrabungsstätte zurückgekehrt war, ein schlichtes, drei mal drei Meter großes Planquadrat abgesteckt und ein paar Fotos geschossen hatte. Dann beschrieb ich detaillierter, was ich im Boden gesehen hatte. Und warnte sie, dass meine Studenten völlig aus dem Häuschen seien.

Emma sprach wenig während der Fahrt. Sie wirkte irgendwie niedergeschlagen, abgelenkt. Vielleicht verließ sie sich auch einfach darauf, dass ich ihr alles sagen würde, was sie wissen musste. Alles, was ich wusste.

Hin und wieder warf ich ihr einen Seitenblick zu. Die Sonnenbrille machte ihre Mimik unkenntlich. Im Wechsel des Lichts bei der Fahrt zeichneten die Schatten Muster auf ihr Gesicht.

Ich sagte ihr nicht, dass ich ein unbehagliches Gefühl hatte, Angst, dass ich mich vielleicht irrte und nur Emmas Zeit vergeudete.

Oder genauer, Angst, dass ich Recht haben könnte.

Ein flaches Grab an einem einsamen Strand. Mir fielen ein paar mögliche Erklärungen ein, aber alle hatten mit verdächtigen Todesarten und Leichenbeseitigung zu tun.

Emma wirkte gelassen. Wie ich hatte auch sie schon dutzende, vielleicht hunderte solcher Fälle bearbeitet. Verbrannte Körper, abgetrennte Köpfe, mumifizierte Kleinkinder, in Plastik eingewickelte Leichenteile. Für mich war das nie einfach. Ich fragte mich, ob Emmas Adrenalinpegel so hoch war wie meiner.

»Ist der Kerl da ein Student?« Emmas Frage riss mich aus meinen Gedanken.

Ich schaute in ihre Blickrichtung.

Homer Winborne. Sooft Topher ihm den Rücken zudrehte, fotografierte der Mistkerl mit einer Mini-Digitalkamera.

»Hurensohn.«

»Ich nehme das als Verneinung.«

»Er ist Reporter.«

»Sollte hier eigentlich nicht fotografieren.«

»Sollte überhaupt nicht hier sein.«

Ich sprang aus dem Karren und baute mich vor Winborne auf.
»Was zum Teufel tun Sie hier?«

Meine Studenten erstarrten.

»Hab die Fähre verpasst.« Winbornes rechte Schulter sackte nach unten, als er den Arm hinter dem Rücken versteckte.

»Her mit der Nikon.« Scharf wie ein Rasiermesser.

»Sie haben kein Recht, mein Eigentum zu konfiszieren.«

»Verschwinden Sie bloß von hier. Sonst rufe ich den Sheriff und lasse Sie einbuchen.«

»Dr. Brennan.«

Emma stand direkt hinter mir. Winborne kniff die Augen zusammen, als er die Aufschrift auf ihrem T-Shirt las.

»Vielleicht könnte der Herr aus einer gewissen Entfernung zusehen.« Emma, die Stimme der Vernunft.

Ich schaute von Winborne zu Emma. Ich war so sauer, dass mir keine angemessene Erklärung einfiel. »Auf gar keinen Fall« hatte zu wenig Stil, »nur über meine Leiche« war wohl etwas unangebracht.

Emma nickte fast unmerklich, um mir zu verstehen zu geben, dass ich mitspielen sollte. Winborne hatte natürlich Recht. Ich hatte nicht die Befugnis, sein Eigentum zu konfiszieren oder ihm Befehle zu erteilen. Und auch Emma hatte Recht. Lieber die Presse kontrollieren, als sie gegen sich zu haben.

Oder dachte Madame Coroner bereits an die nächste Wahl?

»Macht, was ihr wollt.« Diese Antwort war nicht besser als die zuvor verworfenen.

»Vorausgesetzt, wir können die Kamera in sichere Verwahrung nehmen.« Emma streckte die Hand aus.

Mit einem selbstzufriedenen Lächeln in meine Richtung händigte Winborne ihr die Kamera aus.

»Das ist doch alles Kinderkram«, murmelte ich.

»Wie soll sich Mr. Winborne denn entfernen?«

»Wie wär's mit dem Festland?«

Doch wie sich zeigen sollte, war Winbornes Anwesenheit nur von untergeordneter Bedeutung.

Innerhalb weniger Stunden überschritten wir einen Ereignishorizont, der meine Ausgrabung, meinen Sommer und meine Ansichten über die menschliche Natur völlig veränderte.

3

Topher und ein Student namens Joe Horne fingen an, innerhalb meines Drei-Meter-Quadrats mit langstieligen Spaten behutsam die oberste Erdschicht abzuheben. Bereits nach fünfzehn Zentimetern entdeckten wir Verfärbungen.

Jetzt war das A-Team an der Reihe.

Zuerst fotografierte und filmte Emma, dann nahmen sie und ich Kellen zur Hand und entfernten das Erdreich, das den Fleck umgab. Topher arbeitete am Sieb. Auch wenn er leicht vertrottelt wirkte, war er bei dieser Arbeit Weltklasse. Während des ganzen Nachmittags kamen immer wieder Studenten vorbei, um sich über unsere Fortschritte zu informieren, doch ihre Spuren-sicherungsbegeisterung erlahmte, je dichter die Fliegenpopula-tion wurde.

Bis um vier hatten wir einen gerade noch anatomisch korrekt angeordneten Torso, Knochen von Gliedmaßen, einen Schädel und einen Unterkiefer freigelegt. Die Überreste waren in verrottetes Gewebe gehüllt, auf dem Schädel waren noch Büschel heller, bleicher Haare zu erkennen.

Immer wieder funkte Emma Junius Gullet, den Sheriff des Charleston County, an. Jedes Mal erfuhr sie, dass Gullet nicht verfügbar sei, weil er sich um einen häuslichen Zwischenfall kümmern müsse.

Winborne saß uns im Nacken wie der Hund dem Kaninchen. Mit zunehmender Hitze und stärker werdendem Geruch ver-wandelte sich sein Gesicht in etwas, das aussah wie Flecken auf einem Bürgersteig.

Um fünf stiegen meine Studenten in die Golfkarren und fuh-ren zum Fähranleger. Nur Topher schien bereit zu sein, so lange zu arbeiten, wie es nötig war. Er, Emma und ich fuhren uner-müdlich fort, Erde zu bewegen, zu schwitzen und *Calliphoridae* zu verscheuchen.

Winborne verschwand, als wir die letzten Knochen im Lei-chensack verstauten. Ich hatte seinen Weggang gar nicht be-merkt. Irgendwann einmal drehte ich mich um, und er war nicht mehr da.

Ich nahm an, dass Winborne zu seinem Chefredakteur eilte und dann zu seinem Computer. Emma machte sich keine Sorgen deswegen. Eine Leiche war keine große Sensation im Charleston

County, das bei nur dreihunderttausend Einwohnern sechsundzwanzig Morde pro Jahr zu verzeichnen hatte.

Wir hätten so leise gesprochen und wären so diskret vorgegangen, meinte Emma, dass Winborne kaum etwas mitbekommen haben konnte, das eine Ermittlung beeinträchtigen könnte. Eine Berichterstattung wäre möglicherweise sogar von Vorteil, immerhin könnten sich daraus Vermisstenmeldungen ergeben, die uns bei einer Identifikation helfen könnten. Ich blieb skeptisch, sagte aber nichts. Das war ihr Revier.

Erst auf dem Weg zum Pier hatten Emma und ich unseren ersten richtigen Gedankenaustausch. Die Sonne stand bereits sehr tief und warf karmesinrote Bänder zwischen den Bäumen hindurch und auf die Straße. Obwohl wir fuhren, wurde der Salz- und Nadelbaumgeruch der Waldstücke und Marschen überdeckt von dem Aroma, das von unserem Passagier auf dem Rücksitz nach vorne drang.

Vielleicht stanken aber auch wir so. Ich konnte es kaum mehr erwarten zu duschen, die Haare zu waschen und meine Klamotten zu verbrennen.

»Erste Eindrücke?«, fragte Emma.

»Die Knochen sind gut erhalten, aber es ist weniger Bindegewebe vorhanden, als ich nach der ersten Sichtung der freigelegten Wirbel erwartet hatte. Bänder, einige Muskelfasern tief in den Gelenken, das ist so ziemlich alles. Der Gestank kommt größtenteils von der Kleidung.«

»Die Leiche war darin eingewickelt, sie trug sie nicht, oder?«

»Genau.«

»PMI?« Emma fragte, wie viel Zeit seit dem Tod des Opfers vergangen war.

»Für das Postmortale Intervall muss man sich die Insekteneinschlüsse anschauen.«

»Ich organisiere einen Entomologen. Grobe Schätzung?«

Ich zuckte die Achseln. »In diesem Klima, ein flaches Grab, ich würde sagen, minimal zwei Jahre, maximal fünf.«

»Wir haben eine Menge Zähne.« Emma dachte bereits an die Möglichkeiten zur Identifikation.

»Ist auch gut so. Achtzehn in den Höhlen, acht im Boden, drei im Sieb.«

»Und Haare«, fügte Emma hinzu.

»Ja.«

»Lange.«

»Ist bedeutungslos, wenn du an die Geschlechtsbestimmung denkst. Schau dir Tom Wolfe an. Willie Nelson. Wohin bringst du die Überreste?«, fragte ich dann.

»Alles in meinem Zuständigkeitsbereich kommt in die Leichenhalle der MUSC.« Die Medical University of South Carolina. »Die Pathologen von der Medizinischen Uni führen alle unsere Autopsien durch. Mein forensischer Anthropologe und der Zahnspezialist arbeiten ebenfalls dort. Schätze, einen Pathologen werde ich in diesem Fall nicht brauchen.«

»Hirn und Organe sind längst verschwunden. Die Autopsie wird rein skelettal sein. Du brauchst Jaffer.«

»Er ist im Irak.«

»Am Ende des Monats ist er wieder da«, sagte ich.

»So lange kann ich nicht warten.«

»Ich bin noch mit diesem Ausgrabungsseminar beschäftigt.«

»Das geht morgen zu Ende.«

»Ich muss die Ausrüstung zur UNCC zurückbringen. Einen Bericht schreiben. Die Arbeiten benoten.«

Emma sagte nichts.

»Kann sein, dass in meinem Institut in Charlotte Fälle auf mich warten.«

Emma sagte auch darauf nichts.

»Oder in Montreal.«

Eine Weile fuhren wir schweigend, lauschten dem Quaken der Laubfrösche und dem Surren unseres Golfkarrens. Als Emma schließlich den Mund wieder aufmachte, klang ihre Stimme anders – weicher, und doch auf eine stille Art beharrlich.

»Irgendjemand dürfte diesen Kerl vermissen.«

Ich dachte an das einsame Grab, das wir eben geöffnet hatten.

Ich dachte an meine längst vergangene Vorlesung und den Kerl in der Wanne.

Ich hörte auf, mir Ausflüchte auszudenken.

Wir redeten wieder, als wir das Boot beluden und losmachten, und verstummtem erneut beim Verlassen der Lärmschutzzone. Als Emma Gas gab, gingen unsere Worte im Wind unter, im Motorengeräusch und im Klatschen des Wassers auf den Bug.

Mein Auto stand am Yachthafen auf der Isle of Palms, eine schmale Zunge voller Luxushäuser zwischen Sullivan's und Dewees. Der Transporter des Coroners ebenfalls. Es dauerte nur Minuten, unsere traurige Fracht zu transferieren.

Bevor Emma mit ihrem Boot wieder davonfuhr, sagte sie noch einen Satz.

»Ich rufe dich an.«

Ich widersprach nicht. Ich war müde und hungrig. Und gereizt. Ich wollte nach Hause, duschen und die Shrimps- und Krebssuppe essen, die bei mir im Kühlschrank stand.

Als ich den Pier hochging, bemerkte ich Topher Burgess, der eben aus der Fähre stieg. Er lauschte seinem iPod und sah und hörte mich nicht.

Ich schaute meinem Studenten nach, bis er in seinen Jeep stieg. Komischer Junge, dachte ich. Intelligent, aber keineswegs brillant. Von den Kommilitonen akzeptiert, aber immer ein wenig abseits.

Wie ich in diesem Alter.

In meinem Mazda schaltete ich die Deckenbeleuchtung an, holte mein Handy aus dem Rucksack und kontrollierte, ob ich ein Netz hatte. Hatte ich, und der Ladezustand war auch in Ordnung.

Drei Nachrichten. Ich kannte keine der Nummern.

Es war Viertel vor neun.

Enttäuscht steckte ich das Handy wieder ein, fuhr vom Parkplatz und die Insel entlang und bog dann rechts auf den Palm Boulevard ein. Es herrschte nur wenig Verkehr, aber das würde nicht mehr lange so bleiben. Noch zwei Wochen, und Autos würden diese Straßen verstopfen wie Schlick die Abflüsse in einem Sturm.

Ich wohnte im Strandhaus einer Freundin. Anne hatte zuvor auf Sullivan's ein Häuschen besessen, doch als sie sich vor zwei Jahren nach etwas Besserem umgesehen hatte, hatte sie keine halben Sachen gemacht. Ihre neue Ferienresidenz hatte fünf Schlafzimmer, sechs Bäder und genug Quadratmeter, um den World Cup unterzubringen.

Auf ein paar Nebenstraßen fuhr ich in Richtung Strand, bog in Annes Auffahrt ein und parkte unter dem Haus. Ocean Boulevard. Keine zweite Reihe für Strand-Annie.

Alle Fenster waren dunkel, da ich vorgehabt hatte, vor Einbruch der Dunkelheit zurück zu sein. Ohne das Licht einzuschalten, ging ich direkt zur Außendusche, zog mich aus und drehte das heiße Wasser auf. Nach zwanzig Minuten mit Rosmarin, Minze und viel Schaum fühlte ich mich einigermaßen wiederhergestellt.

Ich verließ die Kabine, stopfte meine Kleider in einen Plastiksack und warf alles in den Müll. Annes Waschmaschine wollte ich damit nicht belasten.

Nur in ein Badetuch gewickelt, betrat ich das Haus durch die hintere Verandatür und stieg in mein Zimmer hoch. Slip und T-Shirt. Haare bürsten. Wunderbar.

Während die Suppe in der Mikrowelle heiß wurde, kontrollierte ich noch einmal meine Nachrichten. Nichts. Wo war Ryan? Mit Handy und Abendessen ging ich auf die Veranda und setzte mich in einen Schaukelstuhl.

Anne nannte das Haus »Sea for Miles«. Meilenweit Meer. Kein Witz. Der Horizont reichte von Havanna bis Halifax.

Das Meer hat etwas ganz Besonderes an sich. Eben aß ich

noch. Im nächsten Augenblick weckte mich das Geräusch meines Handys. Teller und Schüssel standen leer auf dem Tisch. Ich konnte mich nicht erinnern, die Augen geschlossen zu haben.

Die Stimme war nicht die, auf die ich gehofft hatte.

»Yo.«

Nur Studenten und mein Mann, von dem ich getrennt lebte, sagen noch immer »Yo.«

»Hallo.« Ich war zu müde, um etwas Witziges zu erwidern.

»Wie läuft die Grabung?«

Ich dachte an die Knochen, die jetzt in der MUSC-Leichenhalle lagen. Ich dachte an Emmas Gesicht, als sie vom Pier wegfuhr. Ich wollte nicht darüber reden.

»Gut.«

»Morgen ist Schluss?«

»Kann sein, dass ein paar lose Enden noch etwas länger brauchen. Wie geht's Birdie?«

»Beobachtet Boyd sieben Tage die Woche vierundzwanzig Stunden lang. Dein Kater denkt, mein Hund wurde direkt aus der Hölle emporgezaubert, um ihm das Leben zu vermiesen. Und der Chow denkt, der Kater ist so 'ne Art flauschiges Aufziehspielzeug.«

»Und wer hat das Sagen?«

»Bird ist eindeutig das Alphatier. Und, wann kommst du nach Charlotte zurück?« Zu beiläufig. Da war irgendwas im Busch.

»Weiß noch nicht genau. Warum?« Argwöhnisch.

»Gestern kam ein Gentleman in mein Büro. Er hat gewisse finanzielle Streitigkeiten mit Aubrey Herron, und wie's aussieht, scheint auch seine Tochter sich irgendwie mit Herron eingelassen zu haben.«

Reverend Aubrey Herron war ein Fernsehprediger mit einer kleinen, aber sehr eifrigen Gemeinde im gesamten Südosten, die unter dem Namen »God's Mercy Church«, Gottes Gnadenkirche, bekannt war. Zusätzlich zur Zentrale und dem Fernsehstudio unterhielt die GMC eine Reihe von Waisenhäusern in der

Dritten Welt und mehrere freie medizinische Ambulanzen in den Carolinas und Georgia.

»God Means Charity.« Herron beendete jede Sendung mit diesem Slogan. »Gott heißt Nächstenliebe.« Ist doch schön, wenn man so kreativ mit seinem Namen umgehen kann.

»Give Mucho Cash.« Pete zitierte eine populäre Variation. »Gib viel Kohle.« Auch nicht schlecht.

»Wo liegt das Problem?«

»Finanzberichte sind nicht gerade aussagekräftig, die Tochter ist verschwunden, und Reverend Herron ist unkooperativ.«

»Sollte Daddy da nicht einen Privatdetektiv engagieren?«

»Hat Daddy getan. Der Kerl ist ebenfalls verschwunden.«

»Du denkst ans Bermuda-Dreieck?«

»Aliens.«

»Du bist Anwalt, Pete. Kein Privatschnüffler.«

»Da geht's um Geld.«

»Nein!«

Pete ignorierte das.

»Daddy macht sich wirklich Sorgen?«, fragte ich.

»Daddy macht sich in die Hose vor Kummer.«

»Wegen des Geldes oder der Tochter?«

»Intelligente Frage. Eigentlich hat Flynn mich engagiert, damit ich mir die Bücher anschau. Will, dass ich der GMC Feuer unter dem Hintern mache. Wenn ich dabei auch was über die Tochter herausfinde, gibt's einen Bonus. Ich habe angeboten, dem Reverend mal einen Besuch abzustatten.«

»Und ihm anständig die Flügel zu stutzen.«

»Mit meinem juristischen Scharfsinn.«

Plötzlich kapierte ich.

»Die GMC hat ihre Zentrale in Charleston«, sagte ich.

»Ich habe mit Anne gesprochen. Sie hat mir das Haus angeboten, falls das für dich okay ist.«

»Wann?« Ich stieß einen Seufzer aus, der Homer Winborne stolz gemacht hätte.

»Sonntag?«

»Warum nicht.« Nur eine Milliarde Gründe.

Ein Signalton meldete einen zweiten Anruf. Als ich aufs Display schaute, stand dort die Nummer, auf die ich gehofft hatte. Mit der Vorwahl von Montreal.

»Muss Schluss machen, Pete.«

Ich schaltete um.

»Rufe ich zu spät an?«

»Nie.« Ich lächelte zum ersten Mal, seit ich das Skelett in Drei-Ost entdeckt hatte.

»Einsam?«

»Ich habe meine Nummer ins Männerklo von Hyman's Sea Food geschrieben.«

»Ich liebe es, wenn du mich so sehr vermisst.«

Andrew Ryan ist Lieutenant-déetective in der Abteilung Schwerverbrechen der Provinzpolizei von Quebec. Sie wissen schon: Brennan, Anthropologin, Laboratoire de Sciences Judiciaires et de Médecine Légale; Ryan, Polizist, Section Crimes contre la Personne, Sûreté du Québec. Seit mehr als einem Jahrzehnt bearbeiten wir gemeinsam Mordfälle.

Seit einiger Zeit bearbeiten Ryan und ich auch andere Dinge. Persönliche Dinge.

Eins von meinen machte einen kleinen Hopser, als es seine Stimme hörte.

»Graben heute gut gelaufen?«

Ich holte Atem, hielt inne. Erzählen? Noch warten?

Ryan bemerkte mein Zögern sofort.

»Was ist los?«, fragte er.

»Wir sind auf eine intrusive Bestattung gestoßen. Ein komplettes Skelett mit Resten von Bindegewebe und Kleidung.«

»Jüngeren Datums?«

»Ja. Ich habe den Coroner angerufen. Sie und ich haben es gemeinsam exhumiert. Es ist jetzt in der Leichenhalle.«

So charmant, rücksichtsvoll und witzig Ryan ist, so nervtö-

tend kann er sein. Ich wusste, was er sagen würde, bevor er es aus sprach.

»Wie bringst du dich nur immer in diese Situationen, Brennan?«

»Ich reiche gut geschriebene Berichte ein.«

»Machst du das externe Gutachten?«

»Ich muss an meine Studenten denken.«

Wind raschelte in den Palmwedeln. Hinter den Dünen krachte die Brandung an den Strand.

»Du übernimmst den Fall?«

Ich sagte weder Ja noch Nein.

»Wie geht's Lily?«, fragte ich.

»Heute gab's nur Türenknallen. Kleinkram. Kein zerbrochenes Glas oder zersplittertes Holz. Ich nehme das als Zeichen, dass der Besuch gut läuft.«

Lily war neu in Ryans Leben. Und andersherum ebenso. Fast zwei Jahrzehnte lang wussten Vater und Tochter nichts voneinander. Dann meldete sich Lils Mutter bei Ryan.

Lutetia, so hieß die Dame, war damals neunzehn und schwanger gewesen, hatte ihrem Wochenendgalan – Ryan – diese biologische Tatsache jedoch verschwiegen und war stattdessen aus Kanada zu ihrer Familie auf die Bahamas geflohen. Dort hatte sie geheiratet, sich scheiden lassen, als Lily zwölf war, und war nach Nova Scotia zurückgekehrt. Lily hatte inzwischen die Highschool hinter sich und verkehrte nicht gerade in den allerbesten Kreisen. Sie blieb nächtelang weg und war bereits wegen Drogenbesitz verhaftet worden. Lutetia kannte die Symptome. Sie hatte das schnelle Leben selbst ausprobiert. Dabei hatte sie Ryan kennen gelernt, während seines eigenen jugendlichen Abstechers in die Subkultur. Da sie wusste, dass ihr längst verflossener Geliebter nun Polizist war, hatte Lutetia beschlossen, dass er seinen Teil dazu beitragen sollte, seine eben erwachsen gewordene Tochter zu retten.

Obwohl diese Nachricht Ryan in den Solarplexus getroffen

hatte, hatte er doch seine Vaterschaft akzeptiert und gab sich nun große Mühe. Dieser Besuch in Nova Scotia war sein jüngster Vorstoß in die Welt seiner Tochter. Aber Lily machte es ihm nicht eben leicht.

»Nur ein Wort«, sagte ich. »Geduld.«

»Okay, meine weise Beraterin.« Ryan wusste, dass auch ich mit meiner Tochter Katy so meine Probleme hatte.

»Wie lang bleibst du in Halifax?«

»Mal sehen, wie's läuft. Ich habe den Gedanken, dich zu besuchen, noch nicht aufgegeben, falls du da unten noch ein Weilchen rumhängst.«

O Mann.

»Das könnte kompliziert werden. Pete hat eben angerufen. Er wird vermutlich ebenfalls für ein paar Tage hier sein.«

Ryan wartete.

»Er hat geschäftlich in Charleston zu tun, deshalb hat Anne ihn eingeladen. Was hätte ich sagen sollen? Es ist Annes Haus, und es hat genug Betten, um das Kardinalskollegium unterzubringen.«

»Betten oder Schlafzimmer?«

Manchmal hatte Ryan das Taktgefühl eine Abrissbirne.

»Rufst du mich morgen wieder an?«, beendete ich das Thema.

»Schrubbst du die Nummer wieder von der Wand im Männerklo?«

»Darauf kannst du Gift nehmen.«

Nach den Gesprächen mit Pete und Ryan war ich aufgedreht. Vielleicht war es aber auch das ungeplante Nickerchen. Ich wusste, ich würde nicht schlafen können.

Ich zog Shorts an und ging barfuß über den Holzsteg. Es herrschte Ebbe, und der Strand war gut fünfzig Meter breit. Unzählige Sterne funkelten am Himmel. Während ich am Wasserrand entlangging, ließ ich meine Gedanken schweifen.

Pete, meine erste Liebe. Meine einzige Liebe für mehr als zwanzig Jahre.

Ryan, mein erster Versuch seit Petes Untreue.

Katy, meine wunderbare, flatterhafte, hoffentlich bald graduierende Tochter.

Vorwiegend aber dachte ich über dieses traurige Grab auf DeWees nach. Gewaltsamer Tod ist mein Job. Ich sehe ihn oft, gewöhne mich aber nie daran.

Inzwischen betrachte ich Gewalt als eine sich selbst perpetuierende Machtbesessenheit der Aggressiven gegenüber den weniger Starken. Freunde fragen mich, wie ich meine Arbeit überhaupt ertragen kann. Es ist ziemlich einfach. Es ist mir ein Anliegen, diese Wahnsinnigen zu vernichten, bevor sie noch mehr Unschuldige vernichten können.

Gewalt verletzt den Körper und verletzt die Seele. Des Täters. Und des Opfers. Der Trauernden. Der gesamten Menschheit. Sie nimmt uns allen etwas.

Meiner Ansicht nach ist ein anonymer Tod die tiefste Beleidigung der menschlichen Würde. Die Ewigkeit unter einem namenlosen Grabstein zu verbringen. In einem unmarkierten Grab zu verschwinden, ohne dass diejenigen, die einen liebten, wussten, dass man von ihnen gegangen war. Das verletzt. Ich kann die Toten zwar nicht mehr ins Leben zurückholen, aber ich kann Opfern ihre Namen wiedergeben und den Hinterbliebenen helfen, in ihrer Trauer zu einem Abschluss zu kommen. In dieser Hinsicht gebe ich den Toten noch einmal eine Stimme, damit sie ein letztes Mal Lebwohl sagen und manchmal auch mitteilen können, was ihnen das Leben genommen hat.

Ich wusste, ich würde tun, worum Emma mich gebeten hatte. Weil ich so bin, wie ich bin. Weil ich so empfinde. Ich würde nicht einfach weggehen.

Am nächsten Morgen lag ich im Bett und starrte ins Licht des anbrechenden Tages. Ich hatte vergessen, die Jalousien herunterzulassen, und nun schaute ich zu, wie die aufgehende Sonne das Meer, die Dünen und die Veranda vor Annes Glasschiebetüren färbte.

Ich schloss die Augen und dachte an Ryan. Seine Reaktion war zu erwarten gewesen und eigentlich witzig gemeint. Aber ich fragte mich, was er sagen würde, wenn er hier wäre. Wenn er das Grab gesehen hätte. Und ich bedauerte, dass ich mich über ihn geärgert hatte. Er fehlte mir. Wir hatten uns seit über einem Monat nicht gesehen.

Ich dachte an Pete. Liebenswürdiger, charmanter, untreuer Pete. Ich sagte mir, dass ich ihm bereits vergeben hatte. Aber hatte ich das wirklich? Falls nicht, warum reichte ich dann nicht die Scheidung ein und befreite mich endgültig von ihm?

Anwälte und Papierkram. War das wirklich der Grund?

Ich drehte mich um und zog die Decke bis zum Kinn.

Ich dachte an Emma. Sie würde bald anrufen. Was würde ich ihr sagen?

Ich hatte keinen wirklichen Grund, Emma ihre Bitte abzuschlagen. Natürlich, Charleston war nicht mein Revier. Aber Dan Jaffer war noch zwei Wochen außer Landes. Anne hatte mir angeboten, so lange im Sea for Miles zu bleiben, wie ich wollte. Ryan war in Nova Scotia, hatte aber davon gesprochen, vielleicht nach Charleston zu kommen. Katy war in Chile, wo sie einen vierwöchigen Kurs über spanische Literatur absolvierte.

Ich lächelte. »Cervantes e Cerveza« hatte meine Tochter diesen Kurs genannt. Wie auch immer, dieses Seminar war die letzte Hürde vor einem akademischen Abschluss, auf den sie nun schon sechs Jahre hinarbeitete.

Zurück zu Emma. Emma-Dilemma.

Meine Studenten konnten die Ausrüstung zurück zur UNCC transportieren. Ich konnte ihre Arbeiten hier bewerten und ihnen die Noten mailen. Dasselbe konnte ich mit meinem Bericht für den staatlichen Archäologen machen.

Stapelten sich auf meinem Schreibtisch in Montreal die Fälle? Ich konnte anrufen und das herausfinden.

Was tun?

Ganz einfach. Bagel und Kaffee.

Ich stand auf und zog mich an.

Schnelle Toilette. Haare zu einem Pferdeschwanz. Fertig.

Vermutlich war es genau das, was mich an der Archäologie gezeitzt hatte. Kein Make-up, kein Aufdonnern, kein Grübeln vor dem Kleiderschrank. Jeder Tag ist ein lässiger Freitag. Mehr als lässig.

Während ich den Toaster bestückte, lief der Kaffee durch. Inzwischen war die Sonne aufgegangen, es wurde warm. Wieder ging ich nach draußen.

Ich bin ein Nachrichten-Junkie. Diese Dröhnung brauche ich einfach. Wenn ich zu Hause bin, beginnt mein Tag mit CNN und einer Zeitung. *Observer* in Charlotte. *Gazette* in Montreal. Die E-Mail-Ausgabe der *NY Times*. Wenn ich auf Reisen bin, behelfe ich mich mit der *USA Today* und der Lokalpresse, sogar Boulevardblättchen, wenn ich gar nichts anderes in die Finger bekomme.

Im Sea for Miles gab es keine Hauszustellung. Beim Essen las ich eine *Post and Courier*, die ich mir am Donnerstag gekauft, aber kaum überflogen hatte.

Eine Familie war bei einem Wohnungsbrand ums Leben gekommen. Als Ursache wurde ein defektes Stromkabel angegeben.

Ein Mann ging vor Gericht, nachdem er in einem Schnellimbiss ein Ohr in seinem Krautsalat gefunden hatte. Polizei und Gesundheitsamt hatten in der Krautsalat-Versorgungskette des Restaurants keine Angestellten mit einem fehlenden Ohr entdeckt. DNS-Untersuchungen liefen bereits.

Ein Mann wurde vermisst, und die Behörden baten die Öffentlichkeit um Mithilfe. Jimmie Ray Teal, siebenundvierzig, hatte am Montag, den achten Mai, die Wohnung seines Bruders in der Jackson Street verlassen, um einen Arzttermin wahrzunehmen. Seitdem war Teal nicht mehr gesehen worden.

Meine Hirnzellen schwenkten eine kleine Flagge. Dewees Island?

Unmöglich. Teal hatte vor elf Tagen noch geatmet. Das Opfer in unserem Leichensack hatte seit mindestens zwei Jahren keinen Sauerstoff mehr in die Lunge bekommen.

Ich war bei den wöchentlichen Stadtteilnachrichten, als mein Handy läutete. Ich schaute mir die Nummer an. Die Zeit der Entscheidung.

Emma war eine Straßenkämpferin. Immer direkt auf die Nieren.

»Willst du, dass *sie* gewinnen?«

Was hatte ich mir gestern Abend am Strand überlegt?

»Wann?«, fragte ich.

»Morgen früh um neun?«

»Adresse?«

Ich schrieb sie mir auf.

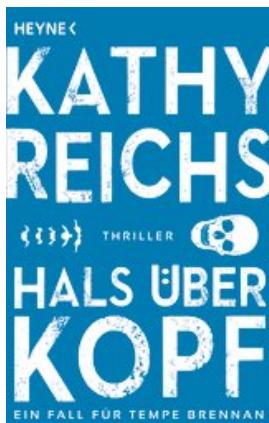
Nur zehn Meter vom Strand entfernt schwammen zwei Delfine, ihre Rücken glänzten in der Morgensonne wie blau-graues Porzellan. Ich sah zu, wie sie ihre spitzen Schnauzen aus dem Wasser streckten, dann wieder abtauchten und in eine Welt verschwanden, die ich nicht kannte.

Während ich meinen Kaffee austrank, überlegte ich mir, in welche unbekannte Welt ich in den nächsten Tagen eintauchen würde.

Der Rest des Tages verging ereignislos.

An der Ausgrabungsstätte erläuterte ich meinen Studenten, was tags zuvor nach ihrer Abfahrt noch alles geschehen war. Dann machte ich letzte Fotos und Notizen, und sie schütteten

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Kathy Reichs

Hals über Kopf

Roman

Taschenbuch, Broschur, 432 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-43655-8

Heyne

Erscheinungstermin: Februar 2016

Was wie eine harmlose Exkursion auf eine idyllische Ferieninsel beginnt, endet für die forensische Anthropologin Tempe Brennan in einem Albtraum. Archäologische Grabungen im Sand von Dewees Island, South Carolina, fördern nicht nur bestattete Ureinwohner zutage, sondern auch eine Leiche, die erst vor wenigen Jahren am Strand verscharrt worden sein kann. Damit nicht genug: In einem Sumpfgebiet auf dem Festland werden kurz darauf die Überreste eines vermeintlichen Selbstmörders entdeckt. Eigenartige Einkerbungen an den Halswirbeln der Toten sagen Tempe, dass eine makabre Verbindung zwischen den beiden Fällen bestehen muss.